

Recensionen und Referate.

Grundriss der Psychophysik. Von Dr. G. F. Lipps. Leipzig, Göschen. 1899.

Dieser Grundriss bildet einen Theil (Nr. 30) der „Sammlung Göschen“, speciell der „Kleinen philosophischen Bibliothek“ dieser Sammlung. Auf engem Raum wird uns da recht übersichtlich alles das dargeboten, was die moderne sog. Psychophysik durch ihre Experimente und Forschungen an mehr oder weniger gesicherten Resultaten geliefert hat. Wir müssen es dem Verleger und Verfasser Dank wissen, dass wir hier das fast unübersehbar gewordene und meist noch in Zeitschriften verstreute Material kurz zusammengefasst und mit weiser Auswahl des Gesicherteren kurz zusammengestellt (das Werkchen füllt bloß 164 Seiten) und exact formulirt und nach dem Stande der Wissenschaft erklärt und begründet vor uns haben.

Die Schrift enthält nicht bloß das, was man seit Fechner Psychophysik im engeren Sinne nennt: das Verhältniss des Psychischen zum Physischen, specieller die quantitativ und qualitativ bestimmte Abhängigkeit der Empfindungen vom Reize, sondern es wird die Psychophysik von einem allgemeineren Gesichtspunkte und dies zu ihrem grossen Vortheile behandelt. Dies sieht man aus den darin behandelten Punkten: I. Die Aufgabe der Psychophysik. Dieselbe wird bestimmt „einerseits als Klarlegung der subjectiven Bedingungen, denen die Naturbeobachtung unterliegt, andernteils die physiologische Untersuchung der Sinneswahrnehmungen und der sonstigen geistigen Erscheinungen. II. Die Grundlegung und der Umfang des psychophysischen Parallelismus. III. Die qualitative und quantitative Bestimmungsweise des psychophysischen Parallelismus. IV. Reiz und Empfindung. V. Gefühls- und Gesichtsausdruck. VI. Die subjective Auffassung und die objective Beschaffenheit der räumlichen und zeitlichen Formen.

Der Vf. sucht Gemeinfasslichkeit der Darstellung mit exacter Behandlung der Probleme zu verbinden, was ihm ja im ganzen gelungen ist. Bei der Darstellung der Zähl- und Messmethoden der Psychophysik

scheint er doch zu streng mathematisch vorzugehen, als dass er auf allgemeines Verständniss rechnen könnte.

Im allgemeinen sucht der Vf. nur sichere Resultate zu geben, und übergeht häufig gerade im Vordergrund der Discussion stehende Controversen. Das ist für den Zweck des Büchleins gewiss das allein Richtige. So stellt er den Zusammenhang zwischen den Gefühlen und den körperlichen Ausdrucksbewegungen sehr gut dar, erwähnt aber nicht die jetzt stark vertretene physiologische Gefühlstheorie, welche die Gefühle lediglich in solche körperliche Erregungen verlegt. Er hat wohl auch recht, wenn er die Lust- und Unlust-Theorie für zu eng ansieht, und an ihre Stelle die Viertheilung der Wundt'schen Gefühlstheorie setzt: aber dass diese die einzig zulässige Classification sei, hat doch auch Wundt nicht bewiesen.

Von den zahlreichen Farbentheorien führt er nur die Hering'sche mit ihren vier Grundfarben-Paaren sowie die Wundt'sche mit ihrem Farbenring an. Diese beiden Auffassungen vom Farben-Continuum und seiner physiologischen bzw. chemischen Grundlage sind allerdings nach Aufgabe der Young-Helmholtz'schen Dreifarben-theorie die bedeutendsten und einander am meisten entgegengesetzt. Indes haben sich neuestens J. v. Kries, König u. A. besonders auf die Erscheinungen der partiellen und der totalen Farbenblindheit gestützt, eine neue Farbentheorie zu begründen gesucht, welche alle Beachtung verdient. Sie legen dabei das grösste Gewicht auf die Unterscheidung eines Stäbchens- und eines Zapfenapparates im Auge, von denen das erstere der Helligkeit, der letztere der Farbenwahrnehmung dient. Indes sind diese Untersuchungen noch nicht abgeschlossen, und die neue Theorie noch in ihrem ersten Werden begriffen. Täglich kommen, wie dies in der Psychophysik überhaupt der Fall ist, neue Entdeckungen, und müssen frühere Aufstellungen modificirt oder gar zurückgenommen werden. Man kann kaum etwas darüber veröffentlichen, so ist es oft schon während des Druckes durch ein neues Experiment erschüttert worden. Darum kann man nur die weise Mässigung des Vf.'s in der Mittheilung der neuesten Resultate billigen, zumal in einem Compendium, das weitere Kreise über die Psychophysik orientiren will. Wir können dasselbe Allen, welchen die sehr ausgedehnte und specielle Fachlitteratur nicht zu Gebote steht, bestens empfehlen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Elemente der empirischen Teleologie. Von Paul Nik. Cossmann. Stuttgart, A. Zimmer. 1899. gr. 8. 132 S. *M.* 4.

Mit freudiger Spannung und Erwartung habe ich die Lectüre des vorgenannten Buches begonnen und sie auch, obgleich mir die Darstellung nachgerade nicht sonderlich zusagte, glücklich zu Ende geführt,

weil der Titel des Buches mich nun einmal interessirte. Als ich aber die Lectüre beendet hatte, war ich in meinen, so viel ich glaube, berechtigten Erwartungen wenig zufrieden gestellt. Der Gründe meiner Enttäuschung waren es mehrere, von denen die hauptsächlichsten hier folgen sollen.

Nach dem Titel des Buches zu schliessen sollte man, die Worte desselben genau so verstanden, wie sie lauten, in ihm erwarten die Darstellung der empirischen d. h. doch wohl der wissenschaftlichen (vgl. S. 71. Z. 11, 15. 3 f., 121. 8) oder der exacten (89. 38, 121. 23, 125. 6) Teleologie, m. a. W. die teleologische Theorie (76. 27) in ihren Elementen oder Anfangsgründen. Und in dieser Hoffnung wird man nachträglich noch bestärkt, wenn man am Schlusse des Buches die Worte liest: „Nür die Elemente der Teleologie haben wir darzulegen versucht: die Umrisse dessen, was zu allen Zeiten (?) mehr (oder) minder klar als Wesen der lebenden Natur erkannt wurde“ (129. 1 ff.; vgl. 42. 24, 55. 12, 71. 26, 74. 1 f.), obgleich man freilich sagen darf, dass „die Umrisse dessen“ usw. nicht gerade der Sache nach mit den „Elementen der Teleologie“ gleichbedeutend sind. Thatsächlich enthält aber das Buch ausgesprochenermaassen „nur die Methodik (*sic!*) der Forschung, nicht aber die Systematik (*sic!*) unseres Gegenstandes“ (87. 3 f.). „Diese wird, wie überall, sich in naturgemässer Weise erst dann ergeben, wenn vielseitige und zahlreiche Einzeluntersuchungen vorliegen“ (ebend. 5 ff.; vgl. 90. 31, 91. 32, 129. 15). „Vielverheissende Anfänge sind (schon) gemacht“ (91. 34). „Die Teleologie selbst jedoch ist eine Aufgabe der Zukunft“ (129 9 f.; vgl. 117. 12, 121, 21 ff.).

Freilich verheisst die Einleitung des III. Capitels: „Dabei muss es unser Bestreben sein, bei jeder Gruppe von Erscheinungen zuerst das Sichere zu constatiren, dann die Probleme zu formuliren (vgl. 54. 32); die Lösungswege endlich hat das letzte Capitel zu behandeln“ (67. 4 ff.). Und unzweifelhaft mit Bezug hierauf wird dann gegen Schluss des IV. Capitels noch einmal gesagt: „vielmehr thut noth Constatirung des Sicherem, Formulirung der Probleme, Angabe der Lösungsmethoden“ (110. 8 ff.). Indessen haben wir im III. Capitel keinen einzigen § gefunden, in welchem bei einer Gruppe von Erscheinungen zuerst das Sichere constatirt und dann die Probleme förmlich formulirt d. i. nicht etwa in einer mathematischen Formel, sondern in Worten ausgedrückt worden, und ebenso im IV. Capitel d. i. „in einem Abschnitte der Methodenlehre“ (87. 2) keinen einzigen §, in welchem die verschiedenen, dort angegebenen, auch auf anderen Gebieten brauchbaren Lösungswege oder Lösungsmethoden zum Zwecke der Lösung irgendeines teleologischen Problems behandelt oder dazu verwerthet worden wären.

Nachdem angegeben, „was den Gegenstand der Causal-Forschung ausmacht“, nämlich „die ganze Natur, betrachtet mit dem Glauben an

die Allgiltigkeit der Causalität“ (54. 15 f.), fragt der Verfasser: „Welches ist dann der specielle Gegenstand der biologischen Forschung“ (ebend. 17 f.)? Und er hebt die Wichtigkeit der Frage noch ganz besonders dadurch hervor, dass er die Bemerkung hinzufügt: „Wir sind damit an den wichtigsten Punkt der Untersuchung gelangt“ (ebend. 26 f.). Da hätte man denn mit billigem Rechte auf die Frage wenigstens eine kurze, aber klare und bestimmte Antwort erwartet, um so mehr, wenn man bedenkt, dass jetzt nach der Meinung des Vf. „in der biologischen Forschung eine Periode ihrem Ende entgegen“ zu gehen scheint, nämlich die Periode der „rein causalen Erklärungen“ (121. 18 ff.), danach also seine empirische Teleologie verhältnissmässig noch neu ist. Nun klingt es allerdings wie eine kurze Antwort, wenn es heisst: „So scheint unsere Betrachtung uns der Constatirung von »Zweckursachen« zuzuführen“ (55. 14 f.). Und es sieht wie eine Erklärung dieser Zweckursachen aus, wenn weiter gesagt wird: „Die einzig correcte Formulirung jeder specifisch biologischen Successionsgesetzmässigkeit zeigt ein Naturgesetz, welches wir als teleologisches bezeichnen, und welches ist ein nothwendiger Zusammenhang zwischen drei Zuständen“ (ebend. 37 ff.). Zur näheren Charakterisirung der drei Zustände wird dann noch hinzugefügt: „Die drei Glieder einer solchen Gesetzmässigkeit bezeichnen wir als teleologisches Antecedens, Medium und Sucedens, oder auch als erstes, zweites und drittes Glied“ (26. 25 ff.; vgl. 70. 12 f., 87. 18, 90. 19 f.). Allein von all' diesen Antworten, von denen eine umständlicher ist, als die andere, ist doch wohl keine einzige klar und bestimmt, so dass aus derselben mit Genauigkeit hervorgehe, was man sich in concreter Weise unter dem speciellen Gegenstande der biologischen oder besser der teleologischen Forschung vorstellen solle. Höchstens geht daraus hervor, dass man sich die drei genannten Glieder im allgemeinen als Zustände zu denken hat, welche nothwendig miteinander zusammenhängen (vgl. 58. 13 f. u. 25 ff., 59. 19, 61. 12 f., 70. 2., 91. 12 f.), und diese Vorstellung ist doch zu dürftig und zu verschwommen.

Weiterhin lässt das Buch einen Hinweis auf einen persönlichen d. i. erkennenden und wollenden Urheber des Teleologischen auf dem Gebiete des Leblosen wie des Lebendigen, des Makrokosmos wie des Mikrokosmos vermissen, ja sein Vf. leugnet geradezu die Existenz desselben. Er sagt:

„Ebenso halten manche es gegenwärtig für ausgemacht, dass Teleologisches von jemanden erzeugt werde, der Zwecke kennt, der weiss, was kommen wird. Unsere Analyse hat eine psychische Präexistenz des dritten Gliedes nicht ergeben; ja wir werden die Anschauung, dass das Sucedens gewollt ist, als den teleologischen Anthropomorphismus bezeichnen dürfen“ (62. 2 f., vgl. 25. 5.).

In der That halten es manche gegenwärtig und hielten es auch manche früher schon seit den Zeiten des Sokrates, „des eigentlichen Be-

gründers der Teleologie in der Betrachtung der Welt“ (Fr Ueberweg: Grundriß der Geschichte der Philosophie des Alterthums. 1880. S. 104), und nicht bloß manche, sondern viele, ja sehr viele, zumal seit Aristoteles, für ausgemacht und wissenschaftlich festgestellt, dass das Teleologische in der Welt von jemand Ausserweltlichem, nämlich von Gott, erzeugt werde. Zwar erklärt der Vf. unseres Buches mit einer Art von souveräner Sicherheit: „Unsere Analyse hat eine psychische Präexistenz des dritten Gliedes (nämlich in der Vernunft Gottes) nicht ergeben“ (62. 5 f.; vgl. 89. 35 ff.), gleichsam als ob er von den zwingenden Beweisgründen, welche andere zur Annahme eines Gottes führten, gar nichts gemerkt hätte; aber darum existiren diese Gründe doch objectiv in den Thatsachen und fordern gebieterisch, dass man sie mit seiner Vernunft anerkenne und sich vor ihnen beuge. Im übrigen darf uns der Vf. die Frage nicht verargen, wo er denn die gemeinte Analyse angestellt habe. In dem vorliegenden Buche hat er es ganz gewiss nicht gethan, oder er müsste an der fraglichen Stelle das Wort Analyse, wie es ja auch anderwärts geschehen (32. 8, 33. 16, 51. 20 u. 34; vgl. 9. 7, 28. 2, 41. 5), nicht im Sinne von Auflösen, Auseinanderlegen, Zerlegen, sondern in irgendeinem beliebig anderen Sinne gebraucht haben, und selbst in diesem Falle hat er in dem ganzen Buche an keiner Stelle gezeigt, dass es eine psychische Präexistenz des dritten Gliedes nicht gebe.

Auch noch auf einige Kleinigkeiten, welche aber gewiss mehr oder minder Anstoss erregen dürften, möchte ich hinweisen. Da ist es vorerst für das Verständniß des Zusammenhangs ungemein störend, dass so viele und manchmal (z. B. 58. 7 ff., 93. 26 ff., 98. 19 ff.) sehr umfangreiche Noten, statt unter den Text, mitten in denselben gesetzt worden sind, und dazu auch noch ohne genauere Angabe der Stellen, wohin sie gehören (vgl. z. B. 61. 28 ff., 68. 15 ff., 75. 13 ff., 92. 25 ff., 96. 21 ff.). Sodann sind uns einzelne Wörter und Satzglieder begegnet, welche uns folgende Stelle unwillkürlich ins Gedächtniss zurückriefen: „Die gemeinte Anschauungsweise drückt sich in einer Ungenauigkeit des Sprachgebrauches aus, welche wohl auch zuweilen mit einer Ungenauigkeit im Denken verbunden ist“ (21. 25 ff.). Dergleichen Wörter und Satzglieder sind z. B.: Wissenschaftstheorie (15. 16, 20. 29), ein jedes (32. 20), Structur (17. 36, 36. 12, 41. 34 u. 37, 43. 7, 51. 23, 69. 35), er (Instinct?) nicht eintritt (55. 26), Eignung (57. 11), Anthropomorphismus denkt sich (62. 9), Verfolg (73. 7), mögen sie (ebend. 15), die Teleologie zu erforschen (89. 2 f.), allfällige (94. 22), in der Medicin der Zukunft drei teleologische Methoden . . . Teleologische Physiatrie, Serumtherapie und Teleologische Psychotherapie (128. 10). Ferner scheint es nicht angängig zu sein, auf der einen Seite die Möglichkeit aufzustellen, dass das Organische irgendwie einmal aus dem Anorganischen ist (77. 15 f.; vgl. 17.

15 f.), und der Descendenztheorie bloß einen hypothetischen Charakter zuzuerkennen (109. 18 f.; vgl. 54. 23), auf der anderen Seite aber von einem Inkrafttreten des darwinischen ateleologischen Systems zu reden (68. Note). Auch dürfte es nicht richtig sein, zu sagen: „Ist die organische Beschaffenheit zufällig entstanden, dann kann sie an jeder Stelle und in jedem Augenblicke aufhören“ (52. 26 f.), denn das kann sie auch, wenn sie „infolge von Nothwendigkeit“ entstanden ist. Und geradezu unrichtig ist es, wenn es heisst: „Niemand wird anstehen, ein solches Gebilde (welches keinen Kohlenstoff enthält) als Organismus zu bezeichnen“ (41. 26 f.).

Dahingegen berührt es in „diesem so inductiven Zeitalter“ (109. 4) ungemein wohlthuend, zu sehen, wie der Vf. gegenüber „der gegenwärtig dominirenden Causalitätstheorie“ (26. 10 f.), „häufig als mechanistische Naturauffassung bezeichnet“ (21. 21 f.), fest und bestimmt ein ganz anderes Princip aufstellt und der methodischen Erforschung der teleologischen Naturgesetze seine Kräfte widmet.

Trier.

Dr. L. Schütz.

Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie.

Von C. Stumpf. Leipzig, Barth. 1900.

In dieser am Stiftungstage der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen am 2. December 1899 in Berlin gehaltenen Festrede leiht der Redner dem Entwicklungsgedanken unserer Zeit einen beredten Ausdruck. Doch warnt er auch vor Ausschreitungen und Uebertreibungen. Alles kann nicht in Fliessen umgesetzt werden; zur Beurtheilung ästhetischer, moralischer Entwicklung müssen feststehende Normen als Maasstab angelegt werden. Auch eine völlige Continuität der Entwicklung kann nicht behauptet werden. Vom Unbewussten zum Bewussten, von der niedrigsten Stufe einförmiger Sinneswahrnehmung oder des Gefühls zu einer Gesichts- oder Gehörswahrnehmung führt kein vermittelnder Uebergang. Auch die Teleologie ist durch die Entwicklung nicht beseitigt:

„Mit Leibniz und Lotze, mit E. v. Baer und Weismann und wohl den meisten denkenden Naturforschern müssen wir hinzufügen, dass die Fragen der Teleologie hiernach nur in anderer Form wiederkehren. Statt beschränkter Zusammenordnungen im Einzelnen bewundern wir nur um so mehr die des Ganzen und die Abhängigkeit alles Einzelnen von ihr. Schliesslich ist ja selbst das Zusammenstimmen der Elementartheilchen der Materie in ihren allgemeinsten Eigenschaften und Kräften nur ein viel extremerer Fall von Homologie oder Coordination als alle, die wir unter den Organismen finden, oder als die Uebereinstimmungen in der Bewegungsrichtung der Planeten. Darum ist auch die Einheit des letzten Weltprincips ein logisch durchaus unabweisbarer Gedanke. Freilich kann es zunächst ebensowohl im pantheistischen wie theistischen

Sinn gefasst werden und bleibt ein so abstractes Postulat weit entfernt vom Begriff eines lebendigen Gottes.“

Darum setzen die zweckmässigen Gebilde bestimmt disponirte Anfangszustände der Entwicklung und einen „Entwicklungsplan“ voraus.

„Man könnte es geradezu als eine mathematisch-physikalische Aufgabe hinstellen, an deren Lösung die Analyse allerdings noch vorläufig kaum denken kann: unter den sämtlichen denkbaren Lagerungen einer gegebenen Zahl von Elementartheilchen mit bestimmten Kräften diejenigen zu finden, die durch ihre Wechselwirkung einen Zustand herbeiführen müssen, welcher zweckmässige Gebilde einschliesst.“

Aber daraus, meint Redner, dürfe man nicht auf eine Intelligenz, einen Willen, eine Auswahl schliessen.

„Alle diese Begriffe sind zu concret, enthalten mehr als sich beweisen lässt, führen zu Anthropomorphismen und zuletzt in die unlösbaren Fragen der Theodicee.“

Darum resignirt der Redner auf eine wissenschaftliche Lösung der grossen Frage:

„Wir kommen daher auch so nur zu einer äusserst abstracten Formel, wenn wir überhaupt das Letzte und Höchste im Begriff zu fassen suchen. Mag dann der Einzelne nach seiner Erziehung, seinen selbsterkämpften Lebensanschauungen und der Grundstimmung seines Gemüths die Formel in verschiedener Weise ausfüllen, vielleicht auch zwischen verschiedenen Bildern des Unendlichen schwanken: eine Philosophie, die sich streng an die Anforderungen des wissenschaftlichen Denkens halten will, wird nicht wesentlich über diese Grenze hinauskommen.“

Gegen diesen agnostischen religiösen Standpunkt hätten wir doch Einiges einzuwenden.

1^o. Es kann nicht dem Ermessen des Menschen anheimgestellt bleiben, ob oder wie er sich die abstracte Formel des Weltprincips concret ausfüllen mag: das ist eine eminent praktische Frage, die einzige Lebensfrage. Wenn sie also wirklich philosophisch nicht zu lösen wäre, dann müsste man mit allem Eifer nach der Wahrheit der Offenbarung forschen, dürfte dieselbe nicht *a limine* als unwissenschaftlich abweisen. So werden dem redlich Suchenden die schweren Probleme der Theodicee gelöst werden, welche den Wissenschaftsstandpunkt hindern, eine Intelligenz, einen Willen, einen lebendigen Gott anzuerkennen.

2^o. Dass dieser Begriff anthromorphistisch sei, kann nur mit arger Begriffsverwirrung behauptet werden.

3^o. Einen Grund muss die Einheit, Zweckmässigkeit usw. doch haben: So gebe man uns einen besseren als Willen und Intelligenz an. Diese sind die uns bekannten Ursachen von Zweckmässigkeiten, sie erklären die Phänomene am befriedigendsten: freilich müssen sie, wenn sie dem Absoluten beigelegt werden sollen, von aller Unvollkommenheit, die sie am Menschen haben, gereinigt werden; dann fällt aller Anthropomorphismus weg.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Ueber die Berechtigung der antimonistischen Tendenzen innerhalb der staatlichen Gesellschaft. Von Dr. G. J. Liesker. Freiburg (Schweiz) Fragnière 1899.

Diese der philosophischen Facultät der Universität Freiburg i. d. Schweiz zur Erlangung der Doctorwürde vorgelegte Dissertation behandelt und zwar mit glücklichstem Erfolg ein ausserordentlich zeitgemässes Thema. Denn der „Staatsmonismus“ fängt an, trotz der so laut betonten Bedeutung des Individuums in unserer Zeit allgemeine Ansicht der gebildeten Welt zu werden; trotz der überspannten Betonung der Individualität geht in der modernen atheistischen Weltauffassung das Individuum im Staate auf, der Staat allein schafft die Rechte der Persönlichkeit, Staatsgesetz und Recht sind synonyme Begriffe. Mit Recht bemerkt der Vf.:

„Die Wesensidentität des objectiven Rechtes und des formellen Staatsgesetzes wird von mancher Seite als eine so selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Erörterung rechtsphilosophischer Fragen behandelt, dass man wohl fürchten muss, durch Verwerfung dieses Grundsatzes sich in gewissen Kreisen als Anhänger einer überwundenen Auffassung zu compromittiren.“

Namentlich in der Terminologie der Juristen ist Recht und Staatsgesetz identisch. Rechtswissenschaft ist ihnen dasselbe wie Jurisprudenz, und diese ist doch eigentlich nur Gesetzeskunde. Römisches, deutsches Recht gebrauchen sie gleichbedeutend mit römischer, deutscher Gesetzgebung.

Mit Recht weist der Vf. darauf hin, dass dann auch die verderblichsten Gesetze zu Recht beständen, wenn sich für sie eine formell legitime Genesis nachweisen liesse.

„Die Legitimität des Gesetzes findet dann ihre Begründung darin, dass dasselbe die Objectivirung des Willens der staatlichen legislativen Organe sei. Unter welchen Einflüssen aber der Wille dieser Organe des Staates handelt, und welches Gebilde des reinsten Egoismus oder der rücksichtslosesten Parteitendenz von diesem Willen unter Umständen geschaffen wird, scheint in bezug auf die innerliche Rechtsbeschaffenheit der Gesetze für manchen nur eine geringe Bedeutung zu haben.“

Der Vf. behandelt sein Thema unter folgenden Gesichtspunkten: 1. Kapitel: Der Staatsmonismus und das Recht. 2. Kap.: Recht und Rechtsschutz. 3. Kap.: Der Zweck im Staate. 4. Kap.: Das Organ der Freiheitbegrenzung. 5. Kap.: Das Recht und das Sittengesetz. 6. Kap.: Die Bedeutung des Antimonismus.

Der Vf. ist in der einschlägigen Litteratur wohl bewandert, zeigt durchgängig ein sehr gemässigtes aber zutreffendes Urtheil, so dass seine Schrift auch auf Kreise, die nicht auf seinem theistischen Standpunkte stehen, Eindruck machen, sie über ihre Misverständnisse aufklären kann; wenn nicht ihre allgemeine Weltauffassung sie für alle Belehrung unzugänglich

macht. Denn diese Frage hängt aufs innigste mit der Weltauffassung überhaupt zusammen. Wenn man den Menschen von Gott, seinem einzigen rechtmässigen Herrn loslöst und ihn auf sich stellt, so proclamirt man ein allgemeines Chaos, einen Krieg aller selbständigen Individuen gegen alle anderen. Ein solcher heillosen Zustand kann nur durch die Allgewalt des Staates aufgehoben werden: er ist also die Quelle jeden Rechtes und jeder Pflicht. Zugleich aber sieht man, wie unwürdig diese übermüthige Philosophie den Menschen behandelt; einem von Menschen geschaffenen Gesetze macht sie den vernünftigen Menschen unterthänig, nachdem sie ihn von der rechtmässigen Unterordnung unter seinen Ur- und sein letztes Ziel emancipirt hat. *Deo servire regnare est.*

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Das menschliche Femur nebst Beiträgen zur Kenntniss der Affenfemora. Inaugural-Dissertation von Dr. Joh. Bumüller. Augsburg. Liter. Institut. 1899.

Bei der Beurtheilung des Verhältnisses des Menschen zu den höchstentwickelten Säugern, also bei der Beantwortung der Frage, ob Mensch und Thier blos quantitativ oder qualitativ verschiedene Wesen darstellen, muss natürlich in erster Linie die geistige Befähigung berücksichtigt werden, die jedem Unbefangenen einen Wesensunterschied zwischen thierischer und menschlicher Intelligenz zeigt. Indes haben Forscher, welche soviel Selbständigkeit im Denken sich bewahrten, dass sie sich von der Modewissenschaft, vom Darwinismus, nicht beeinflussen liessen, auch sehr wichtige körperliche Unterschiede zwischen Menschen und Affen aufgezeigt. Wenn dabei selbstverständlich das Gehirn und seine knöcherne Umschliessung, der Schädel, weil sie zum Denken in nächster Beziehung stehen, die erste Rolle spielen, so gibt es doch, wie besonders J. Ranke nachgewiesen, auch andere charakteristische Eigenthümlichkeiten des menschlichen Körpers, welche ihn scharf von der rein thierischen Organisation scheiden. Dazu gehört in erster Reihe das menschliche Schenkelbein, welches mit dem dem Menschen allein zukommenden aufrechten Gang desselben zusammenhängt.

Unter Leitung Ranke's hat sich ein junger Gelehrter der sehr dankenswerthen Arbeit unterzogen, im anthropologischen Institut zu München die genauesten Messungen an dem menschlichen Schenkelbein und dessen einzelnen von der Anatomie sehr scharf unterschiedenen Theilen, den Epiphysen, der Diaphyse mit ihren vorderen, ihrer lateralen oder externen und medialen oder internen Seite, der Pilesterkante usw. untersucht, gemessen und statistisch deren verschiedene Formen, Grössen, Krümmungen usw. festgestellt. Es lagen als Beobachtungsmaterial Knochen

aus verschiedensten Zeiten, selbst der Zeit der Völkerwanderung, verschiedenster Nationalität vor; männliche und weibliche, junge und alte, von Stadt- und Landbevölkerung wurden gesondert gemessen.

Wir können auf das Einzelne, das zu genaue Kenntniss der anatomischen und physiologischen Verhältnisse voraussetzt, nicht eingehen; wir müssen uns darum auf die Wiedergabe der Resultate des äusserst sorgfältigen Forschers beschränken.

„Das laterale Maximum, die dünne und kantige Gestalt des *angulus medialis* und die so hervorgerufene Schiefheit des *planum popliteum* sind es daher, welche das menschliche *femur* charakterisiren, während Concavität und Convexität an sich untergeordnete Dinge sind.“ „Diese Gestalt des *planum* ist direct bedingt durch die einseitig-laterale Verdickung des menschlichen *femur* infolge des aufrechten Ganges.“

Die jugendlichen *femora* nähern sich in manchen Verhältnissen den Anthropoiden, aber „der Ausgangspunkt der Entwicklung ist nicht die anthropoide, sondern die menschliche Form.“ Die jüngsten *femora* sind noch sehr plump und haben ähnliche *indices* wie die erwachsenen Affen, aber „trotz des gleichen *index* haben sie keineswegs den Typus der Anthropoiden-*femora*.“

Vergleicht man verschiedene Zeiten mit einander, so ist „eine gewisse Grössenverminderung beim Vergleich der absoluten Länge der *femora* unabweisbar anzunehmen.“ Möglicherweise ist übrigens diese Verminderung auf die Stadtbevölkerung zu beschränken.

Der Vergleich mit fünf Affengattungen ergab:

„Zunächst bilden unzweifelhaft Gorilla, Schimpanse und Orang eine scharf von den übrigen abgetrennte Gruppe, welche als die der Anthropoiden bezeichnet wird.“

Aber auch sie sind durchaus von dem Menschen in bezug auf das *femur* geschieden.

„In den wichtigsten Eigenschaften, welche grösstentheils mit dem aufrechten Gang des Menschen zusammenhängen, zeigen die Anthropoiden die grösste Entfernung vom menschlichen Typus. Nur im unteren Sagittalindex nehmen sie nicht die allerniederste, aber immerhin eine sehr niedere Stufe ein. Das *femur* ist ein so wichtiger mit dem aufrechten Gang in nächster Beziehung stehender Knochen, dass wir aus Obigem ohne weiteres den Schluss ziehen dürfen und müssen, dass die Zurückführung des Menschen auf einen anthropoiden Affen wissenschaftlich nicht begründet ist. Auch der von wichtigen Muskelausätzen überwucherte und dadurch dem jugendlichen Stadium gegenüber degenerirte und verkümmerte Hirnschädel der Anthropoiden weist auf nichts weniger als auf eine solche Entwicklung hin.“

Indem Vf. die von ihm aufgestellten Kriterien auf das *femur* des vielumstrittenen *Pithecanthropus erectus* anwendet, findet er dasselbe

als ein durchaus äffisches, das in mancher Beziehung noch weiter als andere Affen-*femora* sich von dem des Menschen entfernt:

„Fassen wir diese wichtigsten Merkmale zusammen, so ergibt sich folgendes allgemeine Bild des *femur*:

„Der Bandradienindex ist zweifellos ein thierischer und äffischer; die Längen-dickenverhältnisse stimmen nicht nur zum Menschen, sondern auch ganz ausgezeichnet zu *Hylobates*; die Form der Pilasterregion ist ganz die typisch äffische, aber nicht die dem Menschen am meisten genäherte; ebenso ist die Lage des maximalen Sagittaldurchmessers eine äffische und entfernt sich vom menschlichen Typus noch weiter als bei den niederen Affen; der untere Sagittalindex liegt jedenfalls innerhalb der Grenzen des äffischen Index und ist nach der Abbildung ein typisch äffischer; der untere Transversalindex ist jedenfalls bedeutend kleiner als das menschliche Mittel, nach Dubois' Angabe etwas kleiner als das menschliche Minimum und der Verlauf der transversalen Durchmesser der Diaphyse erinnert vielmehr an ein *Hylobates*-ähnliches *femur* als an ein menschliches; die Projectionslänge der Condylen ist eine typisch äffische, dasselbe gilt von der natürlichen Condylenlänge in noch viel höherem Grade; die Diaphysenkrümmung ist eine typisch äffische ohne allen Anklang an die menschliche.

„Wenn wir das so entworfene Bild betrachten, so sehen wir überall die Grundzüge und die deutlichen, unzweideutigen Umrisse eines Affen-*femur*, überall den ausgesprochen äffischen Typus.“

„Dass diese Eigenschaften »auch beim menschlichen *femur* vorkommen«, ist gerade bei den wichtigsten Merkmalen, dem Bandradienindex und der Condylenlänge unrichtig, bei anderen Punkten äusserst unwahrscheinlich und jedenfalls an der Sachlage nichts ändernd. Selbstverständlich fehlt es auch bei diesem *femur* ebenso wie bei jedem Affen-*femur* nicht an Merkmalen, welche auch am menschlichen *femur* nachzuweisen sind. Der menschliche und der äffische Typus des *femur* gleichen eben nicht zwei Kreisen, die sich nur berühren, sie schneiden sich vielmehr stark. Ja es gibt menschliche Eigenschaften, welche ganz innerhalb des äffischen Typus liegen [unter Einrechnung der Prosimien] und von den äffischen Extremen nach beiden Seiten hin übertroffen werden und — nebenbei bemerkt — trotzdem nicht als äffische, sondern als charakteristisch menschliche Eigenschaften bezeichnet werden müssen. Hieher gehört der Condylen-Längenindex

Aeffisches Maximum	121,7 [<i>Propithecus diadema</i>]
Mensch	111—95,2
Aeffisches Minimum	76,7 [Schimpanse]

Oder das Verhältniss der Condylenbreite zur Diaphysenlänge:

Aeffisches Maximum	26,4
Mensch	22,4—19,7
Aeffisches Minimum	16,7.

„Wir werden also an jedem *femur* einzelne Merkmale finden, welche auch am menschlichen vorkommen. Deshalb werden wir aber nicht im einzelnen Fall auf eine Uebergangsform schliessen, sondern zu dem logisch allein berechtigten Schluss gelangen, dass der durch die wichtigsten Momente skizzirte allgemeine

Typus das Ausschlaggebende ist. Dass aber dieser Typus bei Pithecanthropus nur der äffische sein kann, dürfte durch Obiges stricte bewiesen sein.“

In einer neueren Schrift¹⁾ vergleicht der strebsame auf christlichem Standpunkte stehende Forscher die gesammte Organisation des Menschen und Affen einer sachkundigen Vergleichung, welche zu dem Ergebnisse führt: „Die anatomische Vergleichung spricht also ganz entschieden gegen die Abstammung des Menschen vom Affen.“

Wir werden demnächst eingehender darüber berichten.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit. Zeitgemässe Erörterungen von Dr. Wilh. Schneider, Dompropst u. Prof. d. Theol. [erwählter Bischof von] in Paderborn. Paderborn, Schöningh 1900. VII, 600 S.

Vorliegendes Werk befasst sich mit einem Gegenstande, der in unserer Zeit von hoher Wichtigkeit ist: nämlich mit der Frage, ob der Begriff der Sittlichkeit und die Pflege derselben von dem Glauben an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit der Menschenseele sich trennen lasse. Der Vf., der inzwischen zu Höherem berufen wurde, aber damit leider dem wissenschaftlichen Schaffen für die Zukunft entfremdet sein dürfte, ist auf dem einschlägigen Forschungsgebiete schon durch die Werke: „Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewusstseins“ und „Die Sittlichkeit im Lichte der darwinistischen Entwicklungslehre“ vortheilhaft bekannt geworden. Gegenwärtiges Werk unternimmt es, sämtliche auf religionslose Moral abzielende Denkrichtungen, Bestrebungen und Gründungen der Neuzeit zur Darstellung zu bringen und ihnen gegenüber die Nothwendigkeit der Religion sowohl für das sittliche Leben als auch für die wissenschaftliche Behandlung der Sittenlehre stichhaltig darzulegen. Dabei wählt das Buch eine Darstellungsweise, die nicht einzig für Philosophen von Fach, sondern für alle Kreise der Gebildeten berechnet ist.

Inhalt und Gliederung des Werkes kann aus folgender höchst gedrängten Uebersicht erschlossen werden: Fragepunkt und Uebersicht (S. 1—33); der Denkgeist der Gegenwart und die unabhängige Moral (Positivismus, Darwinismus, Materialismus S. 34—78); Bestrebungen und Gründungen zur Einführung der religionslosen Sittlichkeit ins Leben (S. 79—117); die unabhängige Grundlegung und Sicherung der sittlichen Weltordnung (Menschenwohl, Erhöhung des Typus Mensch, Culturfortschritt, Weltprocess, Selbstinteresse S. 118—277); unabhängige Erklärung des Sittlichkeitsursprungs oder des Gewissens (S. 278—425); Religion und Sittlichkeit (S. 426—478); Wiederlegung der Haupteinwendungen

¹⁾ Mensch oder Affe? Ravensburg, Kitz. 1900.

gegen die religiöse Moral (Rückständigkeit der christlichen Moral vor der altheidnischen, Fremdgesetzlichkeit und Lohnsucht der religiösen Moral, Weltflucht, Culturscheu, Leibes- und Lebensverachtung, Doppelmoral des Christenthums (S. 479—573); Schlusswort und Anhang für Belege (S. 574—600).

Der Vf., der eine staunenswerthe Belesenheit zeigt, lässt Schritt für Schritt die Hauptvertreter der auf vorliegendem Gebiete auftauchenden Denkrichtungen selbständig und oft recht ausgiebig zu Worte kommen. Dabei werden die verschiedenen Geistesströmungen mit grossem Geschicke gegeneinander ins Feld geführt, um so mit fremden Waffen der Wahrheit den Weg zu räumen. Aber auch aus Eigenem weiss er, namentlich in der zweiten Hälfte des Buches, gründliche Widerlegungen einzuflechten und kostbare Denkfrüchte niederzulegen. Man lese beispielsweise die Ausführungen gegen Wundt (S. 250 ff.; 370 ff.) und was über die Nothwendigkeit des Gebetes (S. 464) oder über das Wesen und die Erhabenheit der echten Gottesliebe (S. 521 ff.) gesagt wird. Von Buddha heisst es:

„Die buddhistische Sittenlehre, von der in neuester Zeit so viel Aufsehens gemacht wird, ist eine geordnete Tabelle von Gewinn und Verlust, eine Summe krämerischer Klugheitsregeln, sehr geeignet, zu einer schlau berechnenden Verständigkeit anzuspornen, nicht aber dazu angethan, echte Liebe und Barmherzigkeit gegen andere Wesen zu erwecken. Mitleid, Aufopferung und Feindesliebe haben in ihr nur insofern eine Stelle, dass sie der Selbstsucht die Unruhe benehmen“.

Alles in Allem genommen glauben wir, dass dieses Buch nicht blos in den Kreisen der gebildeten Welt grossen Nutzen schaffen kann, sondern auch unter den Männern der Wissenschaft allgemeine Beachtung verdient.

Brixen.

Dr. Franz Schmid.

Platon. Von Wilh. Windelband. Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag. 1900. 190 S. *№*. 2.

Dieses Werkchen ist die 9. Lieferung von „Fromman's Klassiker der Philosophie“, wovon früher 1. G. Th. Fechner, 2. Hobbes, 3. S. Kierkegard, 4. Rousseau, 5. H. Spencer, 6. Fr. Nietzsche, 7. Kant und 8. Aristoteles erschienen sind. Der Bedeutung nach gebührte dem Platon wohl die erste Stelle. Obwohl es als einseitige Ueberschätzung der Macht des Wissens zu bezeichnen ist, wenn der Verf. in seiner „Einleitung“ (S. 2) schreibt: „In ihm (Platon) ist das Culturideal der Menschheit, ihr Leben durch ihre Wissenschaft zu gestalten, vorbildlich für alle Zeiten verkörpert“, so ist doch unbestreitbar, „dass Platon, dieser Denker, . . . einer der grössten Schriftsteller aller Völker und aller Zeiten gewesen ist“ (S. 12), und dass sein „gewaltiger Lebensinhalt nicht nur in rastloser Lehre und bis zum Greisenalter jugendstarker Bethätigung

sich entfaltet hat, sondern auch in der künstlerisch abgeklärtesten Form vorliegt.“

Das Buch zerfällt in 7 Kapitel: 1) „Der Mann“ (S. 13—29); 2) „Der Lehrer“ (S. 30—38); 3) „Der Schriftsteller“ (S. 39—63); 4) „Der Philosoph“ (S. 64—123); 5) „Der Theologe“ (S. 124—148); 6) „Der Socialpolitiker“ (S. 149—176); 7) „Der Prophet“ (S. 177—187). Dazu kommt der „Schluss“ (S. 188—190).

Die einzelnen Abschnitte sind völlig abgerundet und schliessen dennoch zu einheitlichem Gesamtbilde sich auf's innigste zusammen. Die Sprache ist durchweg wohlgefeilt und klassisch schön. Dabei entfaltet W. einen seines hohen Geisteshelden würdigen Gedankenreichtum. Mit Scharfsinn weiss er die concreten Eigenthümlichkeiten des platonischen Genie's aus den mannigfachen und vielseitigen äusseren Einflüssen zu erklären, denen Platon ausgesetzt war.

Die Bezeichnung „Prophet“ ist selbstverständlich nur im analogen Sinne zu verstehen. Weil Platon angesichts der tiefen Verkommenheit des von dem Laster und der Leidenschaft unterwühlten athenischen Staatswesens in seinen socialpolitischen Theorien als erste Bedingung der Gesundung die ethische Tüchtigkeit der Staatsbürger fordert und seiner Metaphysik entsprechend die Lehre von der übersinnlichen Welt mit der Idee des Guten an der Spitze, oder doch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als oberstes Regulativ des öffentlichen wie des privaten Lebens anerkannt wissen will; weil ferner manche seiner socialen Forderungen, wie die wissenschaftliche Bildung des Beamtenthums, ein besonderer Wehrstand, der staatliche Schulzwang, durch die spätere Entwicklung der abendländischen Cultur gewissermaassen verwirklicht worden sind: deshalb wird er mit den Propheten verglichen, die im Auftrage und im Namen Gottes als Reformatoren des Volkes auftraten und Zukünftiges vorhergesagt haben. Wir wollen gegen diese Analogie keine Einwendung machen, wie sonderbar auch die platonische Prophetenart erscheint, die sich in die Hörsäle einschliesst und nur demjenigen Zutritt gestattet, der Geometrie studirt hat. Wenn aber der Vf. (S. 187) „Platon's Theologie zur Mutter zahlreicher theologischer Systeme“ macht und dann „den religiösen Platonismus als wissenschaftliches Princip die beiden grössten Systeme des religiösen Glaubens: die Theologie des Neuplatonismus und die Kirchenlehre des Christenthums beherrschen“ lässt, so müssen wir nicht nur gegen diese Gleichstellung des Christenthums und des Neuplatonismus protestiren, sondern auch jedwede Abhängigkeit der christlichen Dogmen von der platonischen Speculation mit Entschiedenheit zurückweisen. Dass Platon's Zweiweltenlehre mit dem Dualismus der christlichen Offenbarung manche Aehnlichkeiten aufweist, dass er die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele mit dem Christenthum als

ethisches Princip so energisch vertritt, ist besonders deshalb sein unsterblicher Ruhm, weil die göttliche Offenbarung diesen wissenschaftlichen Resultaten der platonischen Forschung, soweit dieselben mit Christi Lehre auf dem Gebiete der natürlichen Religion übereinstimmen, das Siegel unfehlbarer Wahrheit aufgedrückt hat. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die platonische Philosophie eben dadurch, dass sie manche Strahlen der natürlichen religiösen Wahrheit concentrirte, ihre Anhänger für die christliche Religion empfänglich gemacht und in diesem Sinne dem Christenthum die Wege bereitet hat. Die Parallele aber, welche der Vf. (S. 185) zwischen der katholischen Kirche im Mittelalter und dem platonischen Idealstaat zieht — übrigens ein stereotyper Ausfall der modernen philosophie-geschichtlichen Schriftsteller —, wird von dem vorurtheilsfreien Forscher auf den ersten Blick als optische Täuschung erkannt. Die phantastische Logotimokratie Platon's verhält sich in Wahrheit zu der alle bürgerlichen Einrichtungen durchdringenden Herrschaft des Glaubens im Mittelalter, wie etwa die Insel Utopien des Thomas Morus zu den Reductionen von Paraguay vor 1756.

Haben wir uns im Vorstehenden an den Ausführungen des 7. Kapitels einige Ausstellungen erlaubt, so können wir mit desto grösserer Freude bezüglich der übrigen Abschnitte dem Herrn Vf. fast durchweg unser völliges Einvernehmen erklären. Doch hat es uns befremdet, dass „der Theologe“ ausschliesslich die Seelenlehre Platons behandelt, über seine Lehre von Gott aber nichts enthält. Die Schwäche der platonischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele ist gut dargelegt. Die genaueste Kenntniss der einschlägigen Schriften Platon's tritt dabei in helles Licht. Besonders aber bewährt sich W. als allseitigen und gründlichen Kenner der platonischen Werke in dem Centralabschnitt „der Philosoph“, welcher den 3. Theil des ganzen Buches ausmacht. In der vielumstrittenen Frage nach der platonischen Materie, dem $\mu\eta\delta\ \delta\upsilon\nu$, entscheidet sich W. mit Zeller für die Ansicht, welche nur den leeren Raum darunter sieht. Die Begründung dieser Ansicht ist sehr beachtenswerth. Dass aber „die Idee des Guten“ und somit der platonische Gott nur „den absoluten Weltzweck“ (S. 106) bedeute, kein persönliches Wesen, bleibt nach wie vor mindestens anfechtbar. Die Bezugnahme auf Anaxagoras (S. 105), an den Platon sich anlehne, indem er „die weitere Bezeichnung $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ für das Gute einführt“, ist sicherlich eher gegen als für jene Auffassung. Ist doch der Anaxagoreische $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ zweifellos auch Wirkursache, die den ersten Anstoss der Bewegung und mittels derselben alle Entmischungen bewirkt hat.¹⁾ Wenn ferner „die Idee des Guten“ „Sein“ und „Erkennen“ bestimmt und über beides hinausragt, so folgt daraus, dass sie überseiend und übervernünftig ist, Attribute, welche der Aseitität des unendlich

¹⁾ Vergl. Dentler, Der $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ nach Anaxagoras, Phil. Jahrbch. Bd. XI.

Vollkommenen gegenüber der wesentlichen Abhängigkeit des Unvollkommenen entsprechen. Im übrigen ist Platon's Ideenlehre, Charakter und Mittelpunkt seines Systems, zu lichtvoller Darstellung gebracht. Hinsichtlich der Frage nach der Ordnung und Zeitfolge der platonischen Schriften stimmt W. mit Recht der Ansicht bei, „dass die Schriften Platon's die Documente seiner eigenen geistigen Entwicklung sind, und ihr Zusammenhang nicht systematisch-didaktischer, sondern historischer Natur ist“ (S. 43).

Fulda.

Dr. J. W. Arenhold.

Histoire de la philosophie médiévale, précédée d'un aperçu sur la philosophie ancienne. Par M. de Wulf. Louvain, Institut supérieur de la philosophie 1900. gr. 8. VIII, 480 p. Fr. 7,50.

Zweck und Anlage der Arbeit sind in der Vorrede angegeben: Gegenüber den theils nach der historischen, theils nach der philosophischen Seite hin unzulänglichen Werken Früherer über die Philosophie des Mittelalters (vgl. Brucker, Cousin, Stöckl—Werner, Hauréau u. A.) und den zahlreichen Neuveröffentlichungen von Texten und Monographien auf eben diesem Gebiete (vgl. Ehrle, Denifle, Bäumker u. A.) galt es, den aufgehäuften Stoff zu sichten und zu einem nach beiden Seiten hin befriedigenden Gesamtbilde zu verarbeiten.

Durch Erdmann und Ueberweg ist dies bereits geschehen, aber mehr in textkritischer, bio- und bibliographischer Hinsicht; vorliegende Arbeit will sich vorzugsweise der philosophischen Erörterung der mittelalterlichen Philosophie widmen und dadurch eine erwünschte Ergänzung zu den Obengenannten bilden, nicht jedoch in erschöpfender, breitangelegter Darstellung, sondern im Rahmen eines Handbuches, welches die weitere Ausgestaltung des Gebotenen dem Unterricht überlässt.

Durch den so bestimmten Zweck war die Anlage der Arbeit bereits vorgezeichnet: Die verschiedenen philosophischen Systeme mussten in ihrer philosophischen Individualität gleichsam lebendig vor uns treten, ihre Entstehung, Entwicklung, Höhe und allmähliche Decadenz, ihre gegenseitige Verkettung, ihre Abhängigkeit von der vorausgehenden und ihr Einfluss auf die kommenden Entwicklungen, schliesslich ihre Beziehung zum „historischen Milieu“ (vgl. Einleitung) mussten gezeigt und zu einem lebensvollen Bilde vereinigt werden.

Die Gesetze dieser auf- und absteigenden Entwicklung, wie sie sich dem Vf. bei der Bearbeitung des Stoffes ergaben, sind in der Einleitung zusammengestellt; sie zeichnen sich durch Bestimmtheit und eine gewisse Neuheit aus und sind geeignet, nicht nur auf die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, sondern der Philosophie überhaupt über-

raschende Schlaglichter zu werfen; künftige Geschichtschreiber der Philosophie werden sie mit Nutzen verwerthen.

Ob der Vf. aber nicht zuweilen, diese von ihm aufgestellten Gesetze (auch die harmonische Abrundung einzelner Lehrgebäude) allzuscharf im Auge behaltend, den Blick vom Originale abwandte und dadurch einen Strich in seinem prächtigen Gemälde zog, der dem Original abging, und einen am Originale sich findenden übersah? Hie und da mochte es uns so scheinen.

Im allgemeinen jedoch, das lässt sich nicht leugnen, sind diese Entwicklungsgesetze thatsächlich aus der objectiven Entwicklung selber eruiert und im Laufe der Darlegungen nachgewiesen. Hierbei, sowie auch bei der Charakterisirung und Darstellung der einzelnen Systeme, dem Nachweis ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, Verkettung und Differenzpunkte, bei den Aus- und Rückblicken zu Beginn wichtiger Abschnitte bekundet der Vf. eine so allseitige Erfassung seines Gegenstandes, ein so tiefes Eindringen in den inneren Organismus der einzelnen Systeme und ganzer Entwicklungen, verbunden mit einer Klarheit in der Gliederung der Lehrgebäude, einer Lebendigkeit und Prägnanz des Ausdrucks, dass man Aehnliches nicht alle Tage finden dürfte. Eingestreute geistreiche Bemerkungen und ebenso kurze als zutreffende Kritiken vollenden den wohlthuenden Eindruck des Ganzen.

Sollen wir noch auf Einzelheiten eingehen? Uebersichtlich, theilweise neu, ist die Classificirung der vorsokratischen Philosophen. Was Aristoteles *Metaph.* I. 3 von diesen Philosophen sagt, hätte noch Platz finden können zur Erleichterung des Verständnisses. — Sokrates zum Märtyrer der Vernunftreligion zu machen, lag zum wenigsten nicht in der Absicht seiner Ankläger. (Vgl. Ueberweg, *Gesch. d. Phil.* 8. Aufl. I. S. 120.) Die Auffassung Platon's weicht, wie uns scheint, auf gute Begründung gestützt, in einigen wichtigen Punkten (Verhältniss der Idee des Guten zu Gott, Wesen der platonischen Materie) von demjenigen Zeller's ab.

Bei Aristoteles hätte wohl die wichtige Controverse über seine Auffassung der *Materia prima* erwähnt werden müssen. Für das innere Verständniss der aristotelischen Lehren (namentlich der Frage, ob er die Lehre von Act und Potenz so klar erfasst und consequent durchgeführt habe, wie es der Vf. annimmt) war dies von Belang. Im übrigen gehört Aristoteles zu den gelungensten Partien des Buches.

Vorzüglich ist die eigentliche mittelalterliche Scholastik bearbeitet; bei dem offenkundigen Zuhausesein des Vf.'s auf diesem Gebiete hätte eine noch grössere Ausführlichkeit dem Leser nur genützt. Sie hätte auch der unten angemarkten Disproportion zum theil ab-

geholfen. Die Universalienfrage dürfte auf so engem Raume selten eine so klare, überzeugende und abschliessende Beurtheilung erfahren haben, als es hier geschieht.

Inbezug auf S. 170 und S. 208 num. 219 möchten wir ein kleines Bedenken darüber äussern, ob Porphyrius dem extremen Realismus, Boëthius, Macrobius und Chalcidius dem gemässigten Realismus, Marcianus Capella dem Nominalismus wirklich so schwankend gegenübergestanden haben, und die wichtige Folgerung des Vf. num. 219 berechtigt sei. — Ein glücklicher Gedanke war es, die antischolastischen Tendenzen des Mittelalters gesondert zu behandeln. Ob aber nach der kurzen, trefflichen Charakteristik dessen was Scholastik ist (S. 146 ff.), Abaelard noch unter die Scholastiker sich einreihen darf, ist uns zweifelhaft geblieben.

Das Wesen des Mysticismus ist sehr gut gekennzeichnet, und die wahre von der falschen Mystik klar geschieden. Die getrennte Behandlung beider war auch hier, wie bei der Scholastik und Antischolastik, von Vortheil.

Auch die byzantinische, die arabische und die jüdische Philosophie des Mittelalters ist, inanbetracht des mehr compendiarischen Charakters des Buches, genügend gewürdigt.

Die Aufzeichnung der Ursachen des allmählichen Verfalles der Scholastik bietet, wie überhaupt die allgemeinen Betrachtungen des Vf.'s es thun, vieles Neue.

Was die Nachblüthe der Scholastik angeht, so haben uns die Ausführungen auf S. 447 ff. gefallen; nicht unterschreiben aber möchten wir den Satz auf S. 449: „(Depuis le XVI. siècle) la scolastique se consumait de langueur“: Die in Blüthe stehenden philosophischen Schulen der Jesuiten, die trotz mancher Gegensätze zum hl. Thomas doch noch zu den scholastischen zu rechnen sind ebenso gut wie Duns Scotus (vgl. S. 310. 40), treten jenem Satze entgegen.

Die Aufnahme der griechischen und der patristischen Philosophie in die vorliegende Arbeit, die der Vf. damit begründet, dass jene von Einfluss auf die mittelalterliche Philosophie gewesen sei und deren Verständniss fördern, hat eine gewisse Disproportion in der Anlage des Buches zur Folge gehabt; auf den ersten Blick glaubt man weniger eine Geschichte der Philosophie des Mittelalters als vielmehr der Philosophie überhaupt bis auf die neuere Zeit vor sich zu haben.

Unser Gesammturtheil ist dieses, dass wir es bei der vorliegenden Arbeit mit einer sehr bemerkenswerthen, durch Tiefe und Neuheit der Gedanken und lebendige Darstellung sich vortheilhaft kennzeichnenden Veröffentlichung zu thun haben, die sich als Grundlage beim philosophischen Unterricht vorzüglich eignen dürfte, da sie, wie kaum ein anderes

ähnliches Werk, in den inneren Organismus der philosophischen Systeme und die den philosophischen Entwicklungen immanenten Gesetze einführt.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters.

Hrsg. von Dr. Cl. Bäumker und Dr. Gg. Frhr. v. Hertling. Münster, Aschendorf. II. Bd. 6. Heft: **Die Impossibilia des Siger von Brabant.** Eine philosophische Streitschrift aus dem 13. Jahrhundert. Zum ersten Male vollständig herausgegeben und besprochen von Dr. Cl. Bäumker. 1898. VIII, 200 S. *N.* 6,50.

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass er in dieser Schrift nicht nur dem Historiker der Philosophie, sondern auch dem Danteforscher und schliesslich auch demjenigen etwas zu bringen hoffe, der sich aus rein sachlichem Interesse mit der mittelalterlichen Philosophie beschäftige. Er wünscht durch die Schrift beizutragen zu einer „lebensvollen Erfassung des grossen und reichen dreizehnten Jahrhunderts.“ In der That eignet sich dazu eine Publication wie die vorliegende, welche die das 13. Jahrhundert durchwogenden Gegensätze in so klarem Lichte auftauchen lässt, in hohem Maasse.

Bäumker gibt zuerst den Text der „Impossibilia“, dem er in seiner fleissigen und gründlichen Weise ein dankenswerthes Autoren-, Wort- und Sachregister anschliesst, beschreibt dann die einzige Handschrift (Par. Nat.-Bibl., lat. 16297), welche den Text enthält, und sucht die Abfassungszeit der Schrift — c. 1280 bis 1304 — festzustellen.

Im Folgenden legt er alles vor, was bisher in der Litteratur über Siger bekannt wurde, und zwar in der Reihenfolge, wie es bekannt wurde. Weit über ein Dutzend Autoren wurden hiebei abgehört. B. schafft damit das Muster einer historisch-kritischen Analyse. So ergibt sich schliesslich eine Anzahl sicherer Daten, nämlich dass zwischen einem Siger von Brabant und einem Siger von Courtrai zu unterscheiden sei, dass der erstere bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Pariser Universität angehörte, sich Wilhelm von St.-Amour gegen die Mendicanten anschloss, als berühmter Lehrer eine averroistische Richtung in der Philosophie vertrat und in einer Reihe von Sätzen durch die Verurtheilung Stephan Tempier's 1277 betroffen wurde. Damit hängt wahrscheinlich zusammen, dass er vom Grossinquisitor Frankreich's vor ein Gericht gefordert wurde (1278). Indes fehlen von jetzt ab sichere Nachrichten über sein Leben. Möglicherweise ist Siger von Brabant und

der „*mastro Sighier*“ der italienischen Bearbeitung des französischen Rosenromans eine Person¹⁾.

Darauf geht B. auf den Inhalt der „*Impossibilia Sigeri*“ ein, in welchem der Auctor vor einer Versammlung von Gelehrten der Pariser Universität einen Sophisten eine Reihe von Sätzen radicalster Art aufstellen und vertheidigen lässt, welche alsbald eingehendst widerlegt werden. Erst sind Sätze wie, dass es keinen Gott gebe, dass wir über die Existenz keiner Sache gewiss seien, dass das Widerspruchsgesetz nicht gelte usw. Hier bei der Behandlung des Inhalts und der philosophisch-geschichtlichen Stellen der Schrift findet auch der Systematiker in der Philosophie seine Rechnung. — Nach B. ist Siger nicht der Verfasser der „*Impossibilia*“. Wer sie verfasst habe, vermag er allerdings nicht zu sagen. B. zeigt nur, „dass er Albertus Magnus und Thomas von Aquino voraussetzt, auch mit Aegidius von Colonna verglichen werden kann“ (193); jedenfalls war er ein Vertreter des arabisch gefärbten Aristotelismus, denn die Gegensätze, welche die Streitschrift durchziehen, lassen sich in die Worte fassen: „*Hic arabischer, hic christlicher Aristotelismus*.“

Regensburg.

Dr. J. A. Endres.

Doctrines et Problèmes. Par Lucien Roure S. J. Paris, Retaux.

8. 528 p. Fr. 7.

Unter obigem Titel hat der Vf. eine Anzahl philosophischer Aufsätze, welche er früher in den *Études religieuses* publicirte, gesammelt und, theilweise ergänzt, in Buchform herausgegeben.

Der erste Theil mit der Ueberschrift: *Doctrines*, behandelt einzelne moderne Philosophen in ihren Grundanschauungen und ihrem Einflusse auf die Entwicklung der Philosophie überhaupt, so Descartes (p. 1—19), August Comte (p. 20—50), Herbert Spencer (p. 51 bis 123), Renouvier und der Kriticismus (p. 124—152), Alfr. Fouillée, der Monismus und die *idées forces* (p. 153—184), Léon Ollé-Laprune (p. 185—208).

Der zweite Theil — *Problèmes moraux* — beschäftigt sich mit folgenden Themata: Kantische und christliche Tugend (p. 209—241), Ascetismus und Philosophie (p. 242—267), das Problem des Glaubens bei Paul Janet (p. 268—294), Das Christenthum Maine de Biran's (295—303), Die Frage des Selbstmordes (p. 304—331).

Der dritte Theil — *Problèmes psychologiques* — bietet eine Auslese psychologischer Untersuchungen: Entwicklung der Selbstthätigkeit

¹⁾ S. unten unter „Miscellen und Nachrichten“: Zur Lebensgeschichte des Siger von Brabant.

bei dem Kinde (p. 333—368), der Blinde im Kampfe um das Leben (p. 369—415), die Veränderungen (successive und simultane Zustände) der Persönlichkeit, oder: Müssen wir die substantielle Einheit des Ich preisgeben? (p. 416—479), Rassen und Nationalitäten (p. 479—520). —

Das seinem Inhalte nach hiermit nur kurz skizzirte Werk bietet dem philosophisch gebildeten Leser, der über die actuellen, von der neueren und neuesten Philosophie behandelten Fragen sich unterrichten und ein Urtheil über einzelne Lösungen derselben sich bilden möchte, ein empfehlenswerthes Hilfsmittel. Wie der Vf. die Kunst besitzt, in fesselnder, spannender Weise an der Hand der beschriebenen Experimente uns vor das Problem zu führen und die bestechenden Deductionen moderner Philosophen hören zu lassen, ebenso versteht er es, alle diese gegen die christliche Philosophie gerichteten Aufstellungen als Fehlschlüsse zu erweisen. Man lese z. B. die ausführliche Abhandlung über die actualistische Auffassung des Ich (p. 416 sqq.). — Gleicher Beachtung werth ist auch das interessante Kapitel aus der Blindenpsychologie (p. 369 sqq.). Haben doch, wie Vf. bemerkt, solche Specialuntersuchungen anormaler Zustände den Vortheil, dass in ihnen ein Sinn mehr in seiner aus dem gewohnten Zusammenspiel anderer Sinnesfunctionen losgelösten Eigenart erscheint.

Die Klarheit der Darstellung, die lebhaft, jedoch stets vornehm gehaltene Polemik, der Reichthum der Erudition, welche die Schrift auszeichnen, machen die Lectüre derselben belehrend und anziehend. Möge der Hochw. Vf. Kraft und Musse finden, durch weitere, ähnliche Arbeiten Wahrheit suchenden Geistern Erleuchtung sowie Lösung sich aufdringender Zweifel zu bieten.

Fulda.

Dr. J. D. Schmitt.